

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	17 (1927)
Heft:	26
Artikel:	Der Johannistag im Volksglauben
Autor:	M.J.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-641344

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

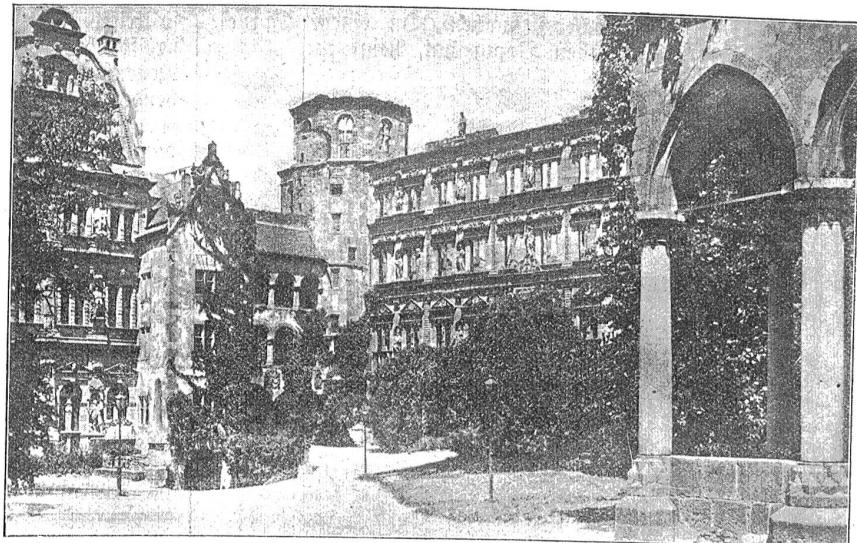
Die Bilder zeigen Heidelberg stets im Mondenschein: der silberspiegelnde Fluß, glänzende Dächer zwischen dunklen Winkel, das Schloß im Hintergrunde, wie ein lichtüberstrahlter Eingang zum Innern des Berges. Vor dem Monde ziehen schwere Wolken durch, eine Barrikade vor dem Himmel, der seine nächtliche Leuchte nur auf den kleinen Fleck Erde, wo das Undefinierbare, das immerfort zu Suchende heimisch ist, strahlt läßt. Heidelberg könnte auch heute noch zur Nachtzeit als ein Riesenspielzeug betrachtet werden, eingebettet zwischen die Hügel des Odenwaldes, doch gerade so am Rande desselben gelegen, daß der Kontrast mit der weiten Rheinebene besonders hervorgehoben wird. Es hat so gar nichts Großes an sich, lautere Bescheidenheit, die andere Städte mit ihren hellerleuchteten Straßen oder den großen Schattenwürfen und den breiten Hausfassaden nicht kennen. Dabei sind die Häuser Heidelbergs keineswegs schön oder besonders alt, bei Tage gesehen sogar erschreckend unschön. Und doch diese Vertrautheit mit früheren Zeiten und mit der Anmut! Ein romantisch unbegründetes Sein, das man gläubig annehmen muß. So wirken auch romantische Erzählungen in ihrem ungeordneten Aufbau in einer anmutigen Art.

Heidelberg bot als Stadt der Romantik von jeher nur dann ein einheitliches Bild, wenn die Umgebung mit hineingezogen wurde. Denn wenn an ihm das Verstädte und Verschlafene besungen wird, muß wie bei einem richtigen Versted notwendigerweise das Umhüllende, Bergende mit betrachtet werden. Je heimlicher das Verborgene in der Romantik umgeben ist, desto reizvoller ist es. Die Wälder um Heidelberg herum haben allerdings nicht nur Düsteres, sie haben vielmehr alles!

Edle Wellenzüge der Hügel, aufgerissenen, felsigen Trümmerboden, Moosteppich, erhebende Fernsicht und engbegrenzte, tiefegelegene Matten; immer hochstämmiger Wald, mit den Farbenharmonien des Laubes. Daher der stetige Stimmungswechsel im Naturerleben, die Anregung der verschiedenartigsten Phantasien, — Romantik!

Wenn nun auch heutzutage das Erleben der Romantik ein geringes ist, hat man nicht dennoch die Denkmäler früherer Dichter in der einen oder anderen Form weiterbestehen, daß etwa Lieder der Romantiker gesungen werden? Nein, ebenso wenig wie man München in dem Straßenleben die Künstlerstadt ansieht. Das Leben fließt durch die Gassen, allen Idealismus' bar; nicht einmal daß die Bürgerlichkeit an einer Tradition der Dichterverehrung festhielte. Einzig in einer Tradition bleibt sie treu, das ist die der Abhängigkeit an die Studenten. Wohl reden diese viel von den Zeiten nach 1800, aber das kommt daher, daß sie in Burschenschaften und Corps an alten Ueberlieferungen hängen, die viel Romantisches in sich schließen, jedoch auf moderne Art unromantisch ausgelegt werden. Romantik soll ja nicht heißen: überlebt. Es gibt immer eine solche, die echt erfühlt ist und den Empfindenden über unvollendete Entwicklungsstufen emporführen kann.

Sollten Schillerkragen und flatternde Locken Anzeichen für romantisches Denken und Dichten sein, so wäre es um Heidelberg in diesen Zeiten gut bestellt, denn in der dortigen studentischen Jugend befinden sich so viele Jünglinge mit hoher Stirn und verträumtem Blick, daß man an kommende Tage glauben möchte, in denen man wieder die eigenartigen, schwer wiederzugebenden Reize des Neckartales entdecken und besingen wird. Es mögen aber auch naturliebende Wandervögel sein, die die Schönheit des Landes in sich aufnehmen, freie Menschen, die stille vor dem alten



Heidelberg. Der Schloßhof.

Immergleichen stehen und das Erlebnis unausgesprochen in sich tragen. Dieses Erleben muß nicht romantisch sein; es ist nur wertvoller als das der vielen anderen, die mit blinden oder übersättigten Augen ihren Weg gehen. Jedenfalls kommt der Geist dieser Jünglinge demjenigen der alten größeren Zeit am nächsten.

Schöffel war einer derer, die frohen Sinnes besangen und verkündeten, was zu Heidelberg an Schönheit offen liegt. Burschenlieder, Liebesweisen, Hymnen an die Natur waren ihre Werke, die jeden andern miterleben ließen, jeden auf das herrlich ausgebreitete Schöne aufmerksam machen; — aber das, was nicht sogleich gesehen wird, was nur erfüllt und geahnt werden kann, das heimlich Romantische, mag nicht laut besungen werden. Es ist da, und doch nicht offenkundig, weil es sich mit verhüllendem Reiz umgibt. Es ist wie etwas ewig Wartendes, bescheiden und groß, so wie die Burgruine, die ruhig in die öde Weite blickt, aus der die Fremden alle kommen müssen; zu führen den Fluß, der hinauszieht und draußen von der trauten Heimat erzählt, nicht aufdringlich, nur träumend — von dem grün überwachsenen, eingeschlummerten Ort der alten Romantik.

Helmut Schilling.

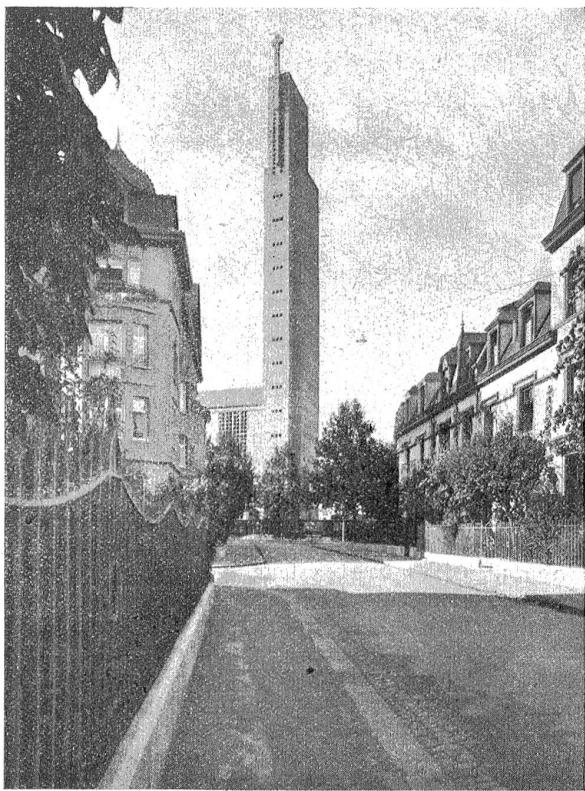
Der Johannistag im Volksglauben.

Der Johannistag mit seinen uralten Gebräuchen und dem Überglauhen haftet noch immer als geheimnisvolles Erbgut unserer Ahnen im Volke. Am Johannistag (24. Juni), dem Tage des Johannis dem Täufer, treibt man vielerorts die Küh von den Maiensässen auf die höher gelegenen Alpen. So ist es auch im Eifelthald im Wallis der Fall. Einige Tage nachher steigt der Pfarrer von Bission auf die Alpen und segnet sie ein. Dafür gehört ihm die Milch, welche sämtliche Kühe der eingesegneten Alpen am dritten Sommerungstag geben. Aus derselben bereiten die Sennens einen fetten Käse.

In vielen Rebgebieten der Ostschweiz spielt der Johannistag ebenfalls noch eine Rolle. Die Rebute sind bestrebt, auf diesen Tag alle vorkommenden Rebarbeiten zu erledigen, denn mit dem Johannistag sollen die Reben mit dem Blühen beginnen und der Rebbauer sagt: „3' Johann us de Rebe goh und Trube blüue loh.“

Sodann redet man dem Johanni nach, daß man an diesem Tag nichts Außergewöhnliches unternehmen soll. Man müsse am Johannistag immer auf der Hut sein, denn Unholde und Dämonen der Erde und der Luft heißen ihre Opfer, daher soll niemand auf einen Kirschbaum steigen, oder baden gehen, eine Bergtour machen oder im

Hause eine größere Kocherei machen. In einem Spruch, der auf diesen Übergläubischen Bezug hat, heißt es:



Die neue St. Antoniuskirche zu Basel. Vom Industrietypus angeregte, mit Vorbehalt anerkennenswerte Leistung modernster Eisenbeton-Architektur. Architekten Dr. K. Moser, Zürich und G. Doppler & Sohn, Basel. Ansicht von der Wintergasse aus.

Johannes der Täufer
Muß haben einen Läufer,
Muß haben einen Schwimmer,
Muß haben einen Klimmer.

Der Übergläubische weiß ferner zu berichten, daß in der Johannisnacht Menschen und Tiere durch Hexen erschredt werden. In übermütigen Rüten fliegen sie über Felder und Wälder und streifen die Früchte mit giftigem Hauch, damit sie im Wachstum stehen bleiben und nie reif werden können. Gegen solche Schlechtigkeiten der Hexen soll man dann Ruten aus neun verschiedenartigen Hölzern in den Boden stecken und Burschen mit geschlüterten Sensen und Fadeln sollen die Gemarkungen bis ein Viertel nach Mitternacht abmarschieren und so die Hexen verscheuchen.

Und damit die Hexen den Ziegen nicht alle Milch aus den Eutern saugen bis Blut kommt, darf am Johannistag in Fuldera die Dorfjugend sämtliche Ziegen zusammentrieben, sie melken und über die Milch nach Belieben verfügen. Sie wird meistens den Besitzern verkauft und aus dem Erlös die Kosten des dort üblichen Johannistanzes bestritten.

Im Wassertale schmückt man auf Johanni die Gräber der Verstorbenen mit Blumen und läßt abends hohe Kerzen niederbrennen. Das Johannis- oder Sonnenwendfeuer ist eine Ableitung des sogenannten „Nodfyr“ oder Notfeuer unserer heidnischen Vorfahren.

So um Johanni herum blühen im Walde die Johanniskräuter, die ebenfalls im Übergläubischen eine große Rolle spielten. So soll der rote Saft, der aus der Blüte tritt, wenn man sie zusammendrückt, das Blut Johannis des Täufers sein. Dem Johanniskraut soll eine große Zauberkraft inne wohnen. Trägt man davon im Hosensaum, so ist man gegen Schlangenbisse gefeit, hängt man die Kränze über den Hauseingang oder die Krippe im Stall

so trifft kein Blitz aus dem Gewitter und keine Krankheit streift ihren giftigen Hauch durch Haus und Stall. Im Neuenburgischen und im Wallis werden Kränze aus blühenden Johanniskräutern in der Kirche gesegnet, weil ihnen eine hohe Zauberkraft inne wohnt. Der Trank des Johanniskrautes soll die Wirkung des Wahrheitsdranges, des Teufelaustreibens und Geisterbeschwörers haben, weshalb man ihn im Mittelalter den armen Gefolterten und alten Hexen eingobt. Wer aber Samen des Johanniskrautes findet, wird ungeheuren Erfolg haben in allen seinen Unternehmungen. Aber er muß den Samen in der Geisterstunde der Johannisnacht sammeln und vorher mäuschenstill an einem Kreuzweg des Waldes auf glöck zwölf warten und die Augen schließen, wenn die Hexen auf den Besen nach dem Bocksberg oder zum Sabbat reiten, denn sonst nimmt einem der Teufel am Widel und zerzaust ihn in tausend Feßen.

So der Johannistag, der Tag der Sommersonnwende, im Übergläubischen und in alten Gebräuchen. M. J.

Die St. Antoniuskirche in Basel.

Basel, die Stadt des Rheins, des Zoologischen Gartens und der Mustermesse, ist wieder um eine Sehenswürdigkeit reicher: sie hat eine Eisenbetonkirche erhalten, die fraglos die Aufmerksamkeit aller Besucher der Stadt auf sich ziehen wird. Denn sie ist in ihrer Art für die Schweiz etwas absolut Neues. Ein sakraler Bau in Eisenbeton! Wie kann man diese beiden Begriffe miteinander verbinden? Und doch ist für diese Verbindung in nächster Nähe Basels schon ein Beispiel zu finden: das neue Goetheanum in Dornach. Hier hat der geniale Dr. Rudolf Steiner schon vor Jahren mit kühnem Zugriff Eisenbeton als Baumaterial gewählt für seinen neuen Anthroposophen-Tempel. Ein leidenschaftlicher Kampf hat um dieses Bauwerk getobt. Er wurde zugunsten der Auffassung Steiners entschieden, der der Überzeugung war, daß auch mit diesem Material ein Bauwerk von bleibendem künstlerischem Wert geschaffen werden könne, wenn es wesengemäß verwendet wird. Er dachte sich zuerst die Räume aus und schuf für sie einen zweigemäßen Grundriss. Dann umkleidete er diese Räume nach den von den Gesetzen der Statik geforderten Weise. So kam, gleichsam von innen herausgebildet, der äußere Bau zustande. Auf jede Form, die nicht im Wesen des Baumaterials lag, verzichtete er.

Die Erbauer der St. Antoniuskirche sind auf diesem logischen Wege weitergeschritten. Sie sagten sich: der Eisenbeton ist heute das billigste und solideste Baumaterial, warum sollte man damit nicht auch eine katholische Kirche bauen können? Die katholische Baukunst hat je und je ihre Anregungen aus Gebieten genommen, die oft in diametralem, ja feindlichem Verhältnis zur christlichen Idee stehen. Das früheste Christentum übernahm ungeschickt die antiken heidnischen Bauformen für seine Kirchenbauten. Später, als sie das Barock schuf, bediente sich die Kirche wieder sehr unheiliger Elemente. Warum sollte sich der heutige Kirchenarchitekt nicht durch die Basler Industriebauten, die Fabriken mit ihren imposanten Hochklamatten, den Silos am Kleinhüninger Hafen usw. beeinflussen lassen?

Die neue Kirche steht an der Rennenfeldstraße in Basel, mitten in einem wenig erfreulichen Wohnquartier. Ein überschlanke, 67 Meter hoher, schier prismatischer Turm, der nur zuoberst ein sich verjüngendes Stockwerk aufgesetzt hat, überragt die Hallenkirche, die mit ihrer Längsseite dicht an den Bürgersteig der Straße herangerückt ist. Die Betonmauern sind so belassen, wie sie aus der Bretterverkleidung heraus kamen. Auch das dreischiffige Innere entbehrt jeder Verkleidung durch Tünche oder Farbe; die prismatischen, schmudlosen Säulen tragen eine über dem Mittelschiff gewölbte facettierte Decke. Zehn breite, bis an die Decke reichende Fenster überlichten im heutigen provisorischen Zu-